

## INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

### Herr Marschall, in welches Milieu wurden Sie hinein geboren?

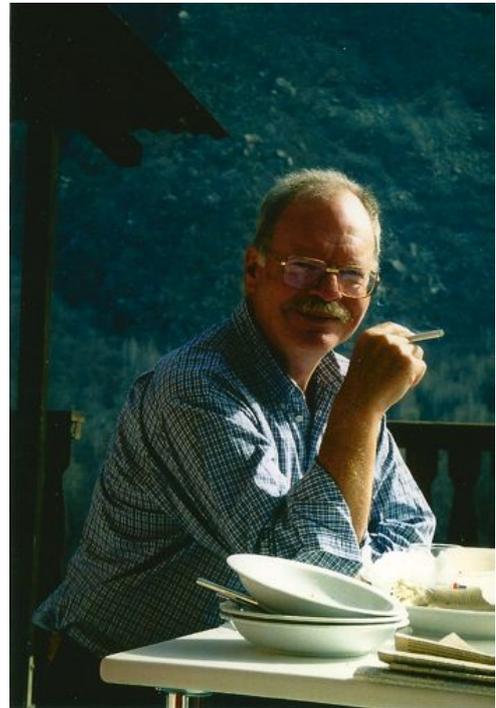
Ich wurde 1937 in Hirschberg geboren, in Schlesien, unweit des Riesengebirges. Das hat mich als Kind auch ziemlich geprägt, wengleich weniger romantisch als man sich das vielleicht vorstellen könnte. Die elterliche und großelterliche Umgebung bestand, bis auf einige Zugewanderte, fast vollständig aus Schlesiern, es waren vor allem Handwerker, Bauern und Arbeiter. Einer meiner Großväter war zum Beispiel Laufbursche in einer Leinenweberei. Als diese Leinenweberei kurz vor der Inflationszeit bankrott ging, hat er sie gemeinsam mit einem Kollegen für einen vergleichsweise geringen Betrag erworben und innerhalb von kurzer Zeit lief es ökonomisch wieder etwas besser. Mein Vater war dann der Erste in der Familie, der studierte. Eigentlich wollte er Zeichenlehrer werden, doch ein Freund hat ihn im Zug nach Breslau überredet, Theologie zu studieren. Also ist er Pastor geworden. Meine Mutter machte eine Ausbildung zur Bibliothekarin, übte ihren Beruf aber nie aus.

Mein Vater war aufgrund seiner Hilfsbereitschaft sehr beliebt unter den Bauern und hat sich auch für die wenigen jüdischen Leute in unserem Dorf, Hermsdorf unterm Kynast, verwendet. Dennoch ging er zum Militär und war relativ früh fort von uns. 1940 ist er dann in Frankreich gefallen, ich kenne ihn nur noch von Bildern. Die Atmosphäre meiner Kindheit war also geprägt von einer unbegrenzten Freiheit, machen zu können, was wir wollten. Meine Mutter war sehr stark mit ihrem Schicksal beschäftigt und wir Kinder liefen einfach in der Gegend umher, in die Berge oder zum Schwimmen in den Teichen. Ich habe eine ältere Schwester und einen älteren Bruder. Aus der Perspektive eines Kindes betrachtet hatten wir eigentlich ein relativ gutes Leben – natürlich mit den üblichen Einschränkungen, aber das muss man ja nicht extra erwähnen. Erwähnenswert ist vielmehr, dass wir schon in diesen frühen Jahren mitbekamen, wie dominant einige der Nazis waren und wie schwierig es für diejenigen war, die nicht mitgemacht haben. Auch der Unterricht fiel damals bald aus, denn die Lehrer wurden an die Front geschickt. 1943, als ich in die Schule kam, hatten wir nur ein halbes Jahr lang die erste Klasse. Bücher gab es nicht zu kaufen, also versuchte ich gelegentlich in den Ausgaben zu lesen, die wir bei uns zu Hause hatten.

Gegen Kriegsende rückte die russische Front immer näher an unser Dorf, dann kam die Besatzung. Es folgten die polnischen Treuhänder, die in jedes Haus kamen. Wir hatten enormes Glück, denn zu uns schickte man einen sehr freundlichen Mann aus Warschau. Nach Kriegsende blieben wir noch ein Jahr, bis es hieß, dass für unsere Leben nicht mehr zu garantieren wäre. So kamen meine Mutter und wir drei Kinder über lange Wege - Viehwagentransporte, Lager - und unter großem Hunger schließlich in den westlichen Teil Deutschlands. Per Zufall blieben wir bei einem Verwandten hängen, in Remscheid-Lennep. Dort ging es auch mit der Schule weiter – ich wollte das versäumte Pensum aufholen und mit der Unterstützung meines Lehrers absolvierte ich in der Volksschule ein halbes Jahr lang die zweite Klasse, sprang in die vierte Klasse, kam aus Platzmangel aber gleich in die fünfte Klasse. Danach ging ich ab 1948 auf das Gymnasium. Generell war ich sehr gern in der Schule, es gefiel mir dort sehr gut. Es gab gute Lehrer, beispielsweise einen Biologen, der als erster Privatmann in Deutschland Farbbilder entwickelte und Vergrößerungen anfertigte. Er bot gelegentlich Fotografie-Kurse an, so konnte ich die Grundlagen der Schwarz-Weiß-Technik lernen. Das ist mir später sehr zugute gekommen, da ich in München während meines Studiums bei Herrn Baumann das Fotolabor eingerichtet habe und dort die anfallenden Arbeiten durchführte.

### Welche Art von Literatur lasen Sie als Schüler und Jugendlicher?

In Schlesien konnte ich noch kaum lesen, später war es vor allem Reiseliteratur. Dazu gab es in meiner Umgebung zwar



Interview vom 13.04.2010, durchgeführt in der Züricher Privatwohnung von Wolfgang Marschall (Freigabe durch W. Marschall am 31.05.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: [www.germananthropology.de](http://www.germananthropology.de)

keinen konkreten Anstoß, auch die Erwachsenen erzählten kaum vom Reisen. Ich hatte allerdings einen Französischlehrer, der nach eigener Aussage eine Weile Dolmetscher für Spanisch bei Hitler gewesen ist. Er hatte auch eine Reise nach Hawaii gemacht und das war damals, Anfang der fünfziger Jahre, natürlich außerhalb von allem Denkbaren.

Als meine Familie Schlesien verließ, gab es nicht die Möglichkeit, Bücher mitzunehmen. Nach der Ankunft im Westen Deutschlands füllte sich das Regal langsam wieder: Wiechert, Bergengruen, Romane des 19. Jahrhunderts, später auch Thomas Mann. Dann kamen die Taschenbücher mit den Rotationsromanen, da las ich Graham Greene und Saint-Exupéry. Da meine Geschwister zwei und vier Jahre älter sind, kam durch sie manchmal die so genannte schöne Literatur und einfach Lesestoff in unsere Wohnung. Dort lebten wir unter sehr beengten Verhältnissen und mussten uns immer wieder Bemerkungen wie »Flüchtlinge brauchen doch nicht aufs Gymnasium zu gehen!« anhören. Das war eine Art Dauerdruck der Einheimischen, sie wollten, dass man Schmied oder etwas in diese Richtung wird – was ihnen zum Teil ja auch nicht ganz zu verübeln ist, wenn man bedenkt, wie viele Menschen da auf einmal in die zum Teil ausgebombten Gebiete kamen. Es war manchmal wirklich hart. Unsere Mutter wollte jedoch ganz fest, dass wir unser Abitur machten.

### **Sie hatten also eine starke Fremderfahrung in Ihrer Kindheit und Jugend, auch durch den Status des Flüchtlings?**

Wir waren Vertriebene, nicht Flüchtlinge. Auf die Frage: Ja, genau. Das hat man uns auch deutlich spüren lassen. Wenn ich später daran zurückdachte, hat es mich auch wirklich irritiert: Wie ich beispielsweise einen halben Liter Milch kaufen gehen wollte und die Leute hinter mir in der Schlange meinten, dass ein Flüchtlingskind doch mit Magermilch zufrieden sein sollte. Oder der Druck beim Sport, dem ich immer wieder ausgesetzt war, beispielsweise in meiner Zeit als Schwimmer.

Dazu kamen die vielfältigen gesellschaftlichen Erfahrungen, die ich schon in Schlesien gemacht hatte: Zum einen lebte man in unserem Dorf mit einem alten Mann auf gute und gewöhnliche Art zusammen, obwohl er eine geistige Behinderung hatte. Zum anderen redete man während der Nazizeit nie über politische Dinge. Es gab auch mehrere Leute, die meine Mutter bis Kriegende immer mit »Heil Hitler, Frau Pastor!« angedredet haben, doch sobald die russischen Soldaten vor Ort waren, wechselten sie zu »Grüß Gott, Frau Pastor!« Solche Dinge haben wir zu Hause dann intensiv besprochen. Anhand der kleinen Dorfgemeinschaft konnte ich also schon viele verschiedene soziale Positionen kennen lernen. Auch in Remscheid-Lennep war das sehr deutlich. Nicht nur, dass dort Leute aus unterschiedlichen Gebieten zusammen kamen, auch die berufliche Diversität war sehr groß.

Ein weiterer Punkt war bei mir ebenfalls sehr entscheidend: Schon sehr früh bemerkte ich, dass mich Handwerk enorm interessiert. Auf meinem Schulweg lag eine Schmiedewerkstatt, bei der ich oft vorbeischaute und stundenlang das Geschehen verfolgte. Das war unglaublich faszinierend. Später, im Rahmen meiner Dissertation über Metallurgie in Indonesien, habe ich davon profitiert.

### **Hatten Sie in der Zeit Ihres Abiturs bereits berufliche Vorstellungen?**

Diesbezüglich muss ich noch erwähnen, dass ich mit elf Jahren begonnen hatte, Blockflöte zu spielen, mit dreizehn Jahren dann Querflöte, die ich bis heute spiele. Ich gab Blockflötenunterricht, um den Querflötenunterricht zu bezahlen. Mein Musiklehrer, der mich fragte, ob ich nicht für das Orchester Flöte spielen lernen möchte, war fest davon überzeugt, dass ich Musiker werden würde. Er war wirklich zornig, als ich ihm mitteilte, dass ich vielleicht etwas anderes studieren wolle. Meine Schwester hatte begonnen, Romanistik und Deutsch zu studieren, mein Bruder wählte Wärmelehre und Verfahrenstechnik. Später lehrte er Technical Engineering in Amerika. Ich selbst hatte damals - das ist heute nur schwer vorstellbar - einen Sammelband, in dem sämtliche Universitäten Deutschlands und die angebotenen Fächer aufgeführt waren. Ich überlegte, was denn passend für mich sei, wenn es nicht die Musik wird. Naturwissenschaften kamen eher nicht in Frage, obwohl mich zum Beispiel Meeresbiologie sehr interessierte. Dazu hätte ich jedoch Chemie wählen müssen, ein Fach, in dem ich nicht so gut war. Eine andere Überlegung war es, Architektur zu studieren, weil ich gern und viel zeichnete. Doch das taten tausend andere Leute auch. Da hätte man sich stark durchsetzen müssen, und ich bin wirklich kein Ellenbogen-Mensch. Meine Hauptüberlegung war dann, etwas zu finden, wo innerhalb des Studiums und vielleicht auch danach sowohl die Bereiche Wirtschaft und Geschichte als auch Religion und politische Organisation abgedeckt wurden. Somit lief es auf die Völkerkunde hinaus. Sie war in besagtem Buch zwar aufgelistet, aber nicht genauer beschrieben, also fragte ich meinen Geographielehrer, was er davon halte. Er meinte, dass die Völkerkunde sich mit den verschiedenen Rassen und Völkern beschäftige – doch wie für viele Personen meiner Generation war der Rassenbegriff für mich etwas klar Negatives. Ich erfuhr also wenig von meinem Geographielehrer und redete schließlich mit meinem Englischlehrer, der mich gefragt hatte, was ich denn werden wolle. Er war noch ganz jung und hörte - als einer der ersten - im Unterricht nicht ständig nur Vokabeln ab, sondern sprach mit

Interview vom 13.04.2010, durchgeführt in der Züricher Privatwohnung von Wolfgang Marschall (Freigabe durch W. Marschall am 31.05.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: [www.germananthropology.de](http://www.germananthropology.de)

uns und half uns, Texte zu übersetzen. Er fuhr für einen Weiterbildungskurs nach Köln an die Universität, bei dieser Gelegenheit nahm er mich mit. Ich schaute mir einen Tag lang den Betrieb dort an und schließlich begann ich, im Sommersemester 1957, Völkerkunde in Köln zu studieren, als Hauptfach. Im Wintersemester 1957/58 arbeitete ich dann für ein halbes Jahr am Hochofen in Dortmund, das brachte mir das Geld für die nächsten sechs Semester.

### **Was waren Ihre ersten Eindrücke vom Kölner Institut?**

Ich traf dort auf Herrn Heydrich, der früher ja bekanntermaßen NSDAP-Mitglied war. Er machte sehr trockene, aufzählende Vorlesungen, meist zur älteren Geschichte der Völkerkunde. Es gab auch das Gerücht, dass Herr Funke, der damals noch Assistent war und später Dozent wurde, Herrn Heydrich bei der Entnazifizierung geholfen hätte. Herrn Funke wurde dann wiederum wohl auch etwas geholfen, sodass er eine Stelle am Kölner Institut bekam. Bei ihm besuchte ich eine Veranstaltung über ausgewählte Situationen in Ozeanien, das war ganz interessant – doch er war auch ein Bluffer sondergleichen: Er schrieb die beiden Bände zu Lampung<sup>1</sup> und stellte die Situation so dar, als ob er die erste Person dort gewesen wäre. Dabei hat er vieles von van der Hoop<sup>2</sup> übernommen, der schon vorher einen Reisebericht dazu veröffentlicht hatte. Das war also wenig angenehm.

Herr Heydrich zog sich immer sofort zurück, vielleicht war er ja für die oberen Semester ansprechbar. Er ließ zwischendurch auch immer wieder Bemerkungen fallen, die einfach auf diese Altlast hinwiesen. Außerdem gab es Herrn Fröhlich vom Museum, über den ich relativ wenig weiß, außer dass er sehr gute und handfeste Veranstaltungen machte. Das hat mir gut gefallen, denn Heydrichs Ethnologie-Geschichte war zerfleddert, mehr anekdotisch. Insgesamt habe ich Köln also mit wenig guten Erinnerungen erlebt, außer vielleicht an Friedhelm Scholz, der später am Südasiens-Institut in Heidelberg lehrte. Er war gerade aus der Fremdenlegion zurückgekehrt, wurde kurz darauf Assistent und hatte wirklich aufregende Sachen zu erzählen. Auch in den Jahren nach meinem Studium hatten wir immer mal wieder Kontakt. Zudem gab es dort Herrn Tauchmann, doch ihn habe ich nicht so genau in Erinnerung, wir haben uns erst später sehr gut kennen gelernt. Ansonsten nutzte ich Köln dazu, ein paar Meisterkurse für die Querflöte zu belegen. Während des halben Jahres in Dortmund hatte ich auch begonnen, Jazz zu spielen.

Schließlich kam jedoch die Entscheidung, wohin ich nach diesen Erfahrungen in Köln gehen wolle. Dort hätte ich nicht weiter studiert, das fand ich nicht aufregend. Ich hatte bereits von Herrn Mühlmann gehört, es hieß er sei ein Intellektueller und arbeite auch zu Europa. Seine »Geschichte der Anthropologie«<sup>3</sup>, die nach dem Krieg noch einmal unverändert aufgelegt wurde, hatte ich auch gelesen – da stand alles drin, bis auf die paar Sätze, man solle alle Juden vergasen. Für mich war es also ausgeschlossen, bei ihm zu studieren. Es gab kaum andere Überlegungen und so ging ich nach München, zu Herrn Baumann. Er war gerade erst an das Institut gekommen und hatte im Dritten Reich ja auch nicht gerade auf der Widerstandsseite gestanden. Politisch war er ein naiver Mann, der meinte, man solle am besten die FDP wählen. Er erzählte nie etwas von der Nazizeit und war auch wirklich ein didaktisch schlechter Lehrer, der bis ins hohe Alter jeden seiner handschriftlich verfassten Texte vom Blatt ablas – doch von den Ideen her war er sehr anregend. Trotz dieser politisch sehr zähen Geschichten halte ich sein Buch »Das doppelte Geschlecht«<sup>4</sup> für wirklich wichtig. In diesem Zusammenhang hat er mir auch erläutert, wie schwierig es war, das historische Denken umzustellen und auch vor der Völkerkundlichen Gesellschaft zu sagen, dass es keinerlei beweisbaren Angaben darüber gibt, ob beispielsweise Knollenfrüchte früher kultiviert wurden als Körnerfrüchte, oder ob sich wirklich Städte bildeten, die von den Zentren antiker Hochkulturen unabhängig waren. Über solche Dinge konnte Herr Baumann - wenn er nicht gerade rot vor Zorn über irgendetwas war - sehr gut sprechen und seine Thesen immer auch belegen. Wenn ich ihm Bilder entwickelte oder Zeichnungen für ihn anfertigte, dann kam manchmal eine tief sitzende Begeisterung für seine Arbeit auf. Er wusste auch, dass er nicht gut schreiben konnte und so ließ er andere mitschreiben, damit die Texte besser würden. Ich habe Korrekturen für ihn angefertigt, sowie viele Hilfsarbeiten verrichtet. Obwohl ich seine cholerische Art nicht gut vertragen konnte, war er immer sehr fair zu mir.

Was mich an László Vajda - meinem großen Lehrer - zutiefst beeindruckte, war sein Wissen und seine im besten Sinne skeptische Haltung im Sinne Descartes', also kritisch zu sein und zu zweifeln. Er hat uns auch immer angespornt und begeistert, er hat uns gezeigt, wie man nicht so leicht in Fallen hineinläuft. Er verstand das Fach nicht als diese kleine Völkerkunde, sondern sah sie eher als eine Strukturgeschichte. Das hat er zwar nicht explizit gesagt, doch das ist eigentlich das Leitbild, das sich für mich durch ihn ergab. Ich bin ja wirklich noch ganz in der Kulturhistorie Baumanns aufgewachsen, aber bei Herrn Vajda waren noch ganz andere Elemente erkennbar. Er war menschlich gesehen das

---

<sup>1</sup> Friedrich W. Funke, Orang Abung: Volkstum Süd-Sumatras im Wandel, E. J. Brill Verlag, Leiden, 1958-61.

<sup>2</sup> A. N. J. van der Hoop, Megalithic Remains in South Sumatra, W. J. Thieme Verlag, Zutphen, 1932.

<sup>3</sup> Wilhelm E. Mühlmann, Geschichte der Anthropologie, 2. verb. u. erw. Auflage, Athenäum Verlag, Frankfurt am Main/Bonn, 1968 (Erste Auflage 1948).

<sup>4</sup> Herrmann Baumann, Das doppelte Geschlecht: ethnologische Studien zur Bisexualität in Ritus und Mythos, Reimer Verlag, Berlin, 1955.

genaue Gegenteil von Baumann: Ich konnte ihn spät abends anrufen und sagen, an welcher Stelle meiner Dissertation es klemmt und er ließ mich vorbeikommen, um mit mir darüber zu sprechen. Er hatte ja wirklich genug zu tun und trotzdem nahm er sich die Zeit, um vielen Leuten gute Ratschläge zu geben, sowohl stilistischer als auch wissenschaftlicher Art. Das half uns wirklich weiter, und ich bin ihm aufrichtig dankbar dafür.

Man lernte in diesem Studium auch zu schauen, ob man mehr auf der geschichtlichen Schiene arbeiten will, oder ob man an Verwandtschaftsstrukturen interessiert ist und dann versucht, evolutionäre Schritte oder zufällige Schritte oder notwendige Schritte zu erkennen.

Was mich damals wie heute interessiert - und zwischendurch selbst in Deutschland sehr verpönt war -, sind ja Diffusionsdinge. Es geht mir aber nicht einfach um die Frage, wo man welchen Pfeil mit welcher Befiederung findet, sondern um Raumordnungstheorien, wie beispielsweise bei dem Geographen Wilhelm Christaller<sup>5</sup>, der in den dreißiger Jahren eine Theorie der zentralen Orte entwickelte. Das wird neben der Marktforschung auch von einer guten Diffusionsforschung und der Agrarwissenschaft angewendet und ist nach wie vor eine der Schlüsseltechniken. Auch ich nutze sie noch, wobei mein aktuelles Interesse eher ums Gegenständliche und dessen Verknüpfung mit dem Sozialen und Politischen kreist: Wer stellt was her, wer sind die Auftraggeber und Abnehmer, wo kommt das Material her?

### **Welche Rolle spielte bei Herrn Baumann und Herrn Vajda die Idee des Feldes, in das man sich begibt? Mit welchen Materialien wurden Sie da als Student konfrontiert?**

Herr Baumann zeigte uns zum einen viele Sachen aus Gebieten, in denen er selbst nie war. Zum anderen kam er, wenn er davon sprach, immer auf seine Expeditionen nach Angola zurück, die er vor dem Zweiten Weltkrieg in alter Manier gemacht hatte. Da wurden Stücke besorgt und eine Sammlung angelegt, die er dann aber nicht mit nach Deutschland nehmen durfte. Er lernte damals sehr gut Portugiesisch und entwickelte eine kindliche Liebe zu Afrika, obwohl er nur Angola wirklich gut kannte. Sein Material war zu einem Großteil gegenständlich, ein kleiner Anteil bezog sich auch auf politische Verhältnisse. Er griff oft auf Leute zurück, die auf der Ebene der materiellen Kultur gut gearbeitet hatten, beispielsweise Curt Unckel (Nimuendajú) und Koch-Grünberg. Zudem hat er sich eine Studiensammlung vom Stuttgarter Linden-Museum nach München schicken lassen, wir hatten ja im Institut im Deutschen Museum Platz genug. Ich stellte die Stücke dann auf und fertigte die jeweiligen Objektsignaturen an. Das hat mich auch sehr interessiert, weil ich Gegenständliches ja mochte.

Auch Herr Zerries, der vom Museum kam und auf Südamerika spezialisiert war, hatte einen Lehrauftrag am Münchener Institut. Er machte eine Veranstaltung zur Ethnographie Südamerikas. Er ging jede Gesellschaft, derer er habhaft werden konnte, nach dem gleichen Muster durch: Wirtschaft, Verwandtschaft, Politik, dazu sehr viel über Mythen und Vorstellungen. Es war mühsam, aber faktenreich. Er war daher auch einer der wenigen Deutschen, die regelmäßig von Lévi-Strauss zitiert wurden. Sein Material wählte er immer sehr sorgfältig aus und konnte es ganz genau beschreiben. Durch ihn kam ich auch dazu, in die Bibliothek zu gehen und Thurnwald zu lesen. So fiel mir dann auf, dass Herr Baumann gelegentlich Thurnwald zitierte, ohne ihn dabei zu nennen – diese Unehrlichkeit hat mich schon ein wenig geärgert. Abgesehen davon machten wir mit Herrn Baumann manchmal kleine Exkursionen, zudem gab es das wunderbare Museum in München.

### **Wer leitete damals das Museum in München?**

Andreas Lommel, der über Australien gearbeitet hatte und später - als einer der ersten - zur „Entwicklungshilfe“ Stellung nahm. Er hat ein Buch mit dem Titel »Fortschritt ins Nichts«<sup>6</sup> geschrieben, das war eine radikale Abrechnung mit den Einflüssen der Europäer und Amerikaner und eben auch den beginnenden Entwicklungsversprechen. Allerdings vertrugen sich Baumann und Lommel nicht besonders gut. Daneben gab es Herrn Hans E. Kauffmann, den Naga-Forscher, der vom Niederrhein stammte, aus einer sehr reichen Mühlenbesitzerfamilie. Er konnte seine Reisen problemlos selbst bezahlen, aber er reiste auch viel. Er war eine Art irrlichtender Vogel am Münchener Institut. Er und auch Herr Zerries hatten ein ausgeprägtes Gespür für die gute Darstellung von Materiellem.

### **Waren das Ihrer Ansicht nach alles Personen, die eine bestimmte Leidenschaft für ihre Tätigkeiten hatten?**

Herr Baumann hat das Fach zweifelsohne geliebt. Herr Vajda war für mich der Intellektuelle, der Wissenschaftler par

---

<sup>5</sup> Wilhelm Christaller, Die zentralen Orte in Süddeutschland, Eine ökonomisch-geographische Untersuchung über die Gesetzmäßigkeit der Verbreitung und Entwicklung der Siedlungen mit städtischer Funktion. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1980, (Repr. d. Ausg. Jena 1933).

<sup>6</sup> Andreas Lommel, Fortschritt ins Nichts: Die Modernisierung der Primitiven Australiens. Beschreibung und Definition eines psychischen Verfalls, Atlantis Verlag, Zürich, 1969.

excellence. Er hat sich auf seine fachliche Arbeit konzentriert und nie ein Dekanat übernommen, ebenso wenig wie die Präsidentschaft der DGV. Später änderte sich das, er hat zum Beispiel die linke Bewegung sehr unterstützt. Man kam zu ihm und erhielt sehr viele wertvolle Informationen. Herr Zerries wiederum hat immer mit viel Vergnügen von seinen Dingen gesprochen, doch ich hatte so ein bisschen das Gefühl, er ist froh, wenn er den Namen einer Palme vor sich hat und kartieren kann, wo sie in Südamerika genutzt wird. Darüber wusste er fast alles. Aber den Versuch, Mytheme mal in Transformation zu sehen, in einer anderen Gegend oder einer anderen politischen Umgebung, darauf kam er selten.

### **Was bekamen Sie in München von anderen deutschen Instituten vermittelt?**

Offiziell bekamen wir recht wenig vermittelt – Baumanns Berufsverbot spielte aber natürlich eine Rolle. In Frankfurt hatte er ja Vajda getroffen, der 1956 aus Budapest kam. Gemeinsam gingen sie nach München, wo Vajda Baumanns Assistent wurde. Vajda kannte die deutsche Ethnologie-Szene außerordentlich gut und durch den Bezug zu Frankfurt wurde natürlich auch viel über Frobenius und Jensen gesprochen. Zerries kam ebenfalls von dort.

Herr Mühlmann war Nazi, das hatte sich auch unter den Studierenden herumgesprochen, sodass man sich fragte, wie beispielsweise Löffler und Sigrist bei ihm studieren konnten. Offensichtlich war die Qualität des Angebotenen ihnen wichtiger als Mühlmanns politische Haltung. Auch Herr Termer in Hamburg war ja nun nicht gerade ein Widerständler gewesen. Alles in allem wurde uns also kaum etwas mitgeteilt, es gab ja auch noch nicht viele Universitäten, an denen die Ethnologie wieder ausgeprägt oder mit mehreren Stellen vertreten war. Was ich damals noch mitbekam, war die Zeit von Schlesier in Göttingen, ab Ende der fünfziger Jahre. Eine offene Darstellung der Institute fehlte. Das politische Nachfragen begann erst Anfang der sechziger Jahre.

### **Wurden Sie von den Lehrenden angehalten, DGV-Tagungen zu besuchen?**

Nun, wir wurden nicht unbedingt dazu angehalten, aber es wurde uns mitgeteilt, wenn die Tagungen stattfanden. Ich war auch gelegentlich dort, denn damals war ich am Institut der Einzige, der einen Führerschein besaß. Ich mietete einen VW-Bus und nahm alle Leute mit, die zur Tagung wollten, beispielsweise nach Heidelberg oder Freiburg. Als Student war es natürlich auch immer eine finanzielle Frage.

### **Wie kamen Sie zu Ihrem Dissertationsthema?**

Zuerst einmal schrieb ich 1961 einen Brief an das Prähistorische Institut auf Malta und fragte, ob ich dort mitarbeiten könne. Man antwortete mir, dass für Essen und Unterkunft gesorgt sei, ich müsse nur dorthin kommen. So habe ich dann mit David Trump, der vorher auf Kreta gearbeitet hatte, auf Malta den Kleeblatt-Tempel von Skorba ausgegraben, vier oder fünf Wochen lang. Dabei habe ich soviel gelernt wie nie zuvor: Wie man mit den Objekten umgeht, was warum zusammengehören könnte, in welche größeren Zusammenhänge das passt. Es war wirklich hinreißend, jeder Augenblick war voller neuer Informationen. David Trump wurde für mich, in Bezug auf die Frühgeschichte - meinem Nebenfach - eine sehr wichtige Person.

Das Dissertationsthema entwickelte sich dann auf kuriose Weise: Herr Baumann bot mir damals an, bei ihm zu promovieren. Er meinte, er hätte auch schon ein Thema, in das ich mich gleich mal ein wenig einlesen könne, über die Zwillingssmythen in Ostafrika. Damals gab es zwar einige gute, aber relativ wenige theoretische Mythen-Erschließungsverfahren. Ich las also die betreffenden Standardwerke und ging dann zu Herrn Baumann, um ihm mitzuteilen, dass das Thema nichts für mich sei – es gab einfach kein Alltagsleben dabei. Er war etwas irritiert - jedoch nicht unfreundlich - und fand das gar nicht gut. Gleichzeitig hatte ich in meinem Nebenfach, der Vor- und Frühgeschichte, ein Referat über Bronzeguss gehalten. Ich kombinierte mein Interesse an Metallbearbeitung und mein ebenso großes Interesse an Inseln zum Thema Metallbearbeitung in Indonesien. Ich las die Standardwerke von Jasper und Pirngadie<sup>7</sup>, Loebèr<sup>8</sup> und Bezemer<sup>9</sup> und ging zu Baumann mit der Frage, ob ich eine Dissertation zur Metallbearbeitung in Indonesien schreiben könnte. Er war ja eigentlich Afrikanist, doch er meinte, dass Indonesien sein zweitliebstes Gebiet sei. Ich sollte also mit meiner Arbeit beginnen und ihm nach drei Monaten zeigen, was ich gemacht habe. Ich kniete mich richtig rein, doch als ich ihm schließlich den Entwurf meiner Dissertation zeigte, hatte er schon wieder vergessen, worum es ging. Es fiel ihm dann aber wieder ein und er fand gut, was ich ihm vorstellte. Es wurde dann auch - wie damals leider üblich - eine reine Literaturarbeit. Auf diese Weise lernte man jedoch, wirklich gut und sorgfältig zu lesen.

---

<sup>7</sup> Jasper, J. & Mas Pirngadie, De inlandsche kunstnijverheid in Nederlandsch-Indië. 5 Bde., den Haag, 1912-1930.

<sup>8</sup> Loebèr, J., Techniek en sierkunst in den Indischen Archipel, I-VIII, Amsterdam, 1918.

<sup>9</sup> Bezemer, T, Indonesische Kunstnijverheid, o.J., s'Gravenhage

In der Dissertation, die ich 1964 abschloss, hatte ich auch einen Teil zu den Metallobjekten, die bei Ausgrabungen gefunden wurden, verfasst. Mir schienen einige Details nicht haltbar und so entwarf ich eine andere Chronologie. Für eine bestimmte Phase in der Kulturgeschichte Indonesiens nahm ich eine frühe metallzeitliche Besiedlung durch agrarische Gruppen aus dem südlichen China an. Die These war, dass die Leute möglicherweise aus Landknappheit nach Indonesien kamen. Daraus hat mir Herr Werner, der Direktor des Frühgeschichte-Instituts, einen Strick drehen wollen – für ihn war das reiner Marxismus. Auf sein Betreiben wurde ich daher eine Note runtergestuft, das war ziemlich unfair. Er hat dann zwar bemerkt, dass sein Vorgehen nicht so gut war, denn in der Abschlussprüfung meinte er zu mir, dass er mir gern etwas Besseres als eine Eins geben wolle. Doch da war es für die Note der Dissertation schon zu spät. Ansonsten war er aber ein sehr guter Lehrer, ungeheuer präzise und anregend.

### **Was geschah im Anschluss an Ihre Dissertation?**

Im Frühjahr 1964 hatte ich die Möglichkeit, für ein Volontariat ans Berliner Museum oder in die hervorragende Musikinstrumente-Abteilung des Münchener Stadtmuseums zu gehen, ohne mich dafür beworben zu haben. Doch meinte damals Herr Vajda zu mir, ob ich nicht mal nach Tübingen fahren wolle, Herr Barthel suche dort einen neuen Assistenten, da Hans Fischer sich gerade habilitiert hatte. Ich stellte mich also bei Herrn Barthel vor und begann direkt im Anschluss an meine Promotion - nur zwei oder drei Tage später - in Tübingen. Dort herrschte eine ganz andere Situation als in München: Herr Barthel war damals sehr in sich gekehrt, manchmal mürrisch, hochkonzentriert mit seinen Arbeiten zur Osterinsel und den Maya beschäftigt. Er hatte die umfangreiche Analyse des Dresdener Maya-Kodex geschrieben und für seine Habilitation einen Versuch der Entzifferung der Osterinsel-Schrift unternommen. Zu dieser Tätigkeit kam er ja, weil er während des Krieges in Norwegen Codes dechiffriert hatte. Meine Zeit in Tübingen war sehr gut, aber mit wenig Unterstützung von Barthels Seite verbunden. Er fokussierte sich auf das, was er wollte. Ich korrigierte alle seine Aufsätze und als ich ihn einmal bat, etwas von mir durchzusehen, meinte er nur, er hätte gerade leider keine Zeit. Menschlich gesehen war er eigentlich das Gegenteil von Vajda, eher ein ziemlich schwieriger und etwas humorloser Mann. Allerdings hat auch er sich in den letzten Jahren ungeheuer für die politischen Belange der Studierenden engagiert und sich verstärkt um deren Arbeiten gekümmert. Später, als ich nach meiner Feldforschung 1966/1967 in Mexiko meine Habilitationsarbeit schrieb, wuchs beim ihm die Vorstellung, dass sich keiner der Kollegen mehr für seine Arbeit interessiere. Er hatte sich fachlich auch etwas verrannt und verfolgte die Maya-Forschung nicht mehr mit voller Kraft. Obwohl wir menschlich überhaupt keine Nähe entwickelt hatten, war es sehr traurig zu sehen, wie er an Parkinson erkrankte. Das letzte Mal sah ich ihn, als ich zum siebzigsten Geburtstag des Musikwissenschaftlers Arnold Feil einen Festvortrag hielt, über Lévi-Strauss und die Musik. Da stand Barthel vor mir und sah wirklich bedauernswert aus – nicht in einem oberflächlichen Sinne, sondern weil er wirklich ein intensives Forscherleben voller Fleiß geführt hatte und nun im Abseits war.

In Tübingen saß ich auch oft mit Hans Fischer zusammen, bevor er schließlich den Ruf nach Hamburg erhielt. Wir sprachen sehr viel über seine Arbeiten in Neuguinea, über Musikinstrumente und über seine Dissertation, die sich ja mit Schallgeräten aus Ozeanien befasste. Das war immer sehr anregend. Nach seinem Fortgang begann ich auch die Feldforschung in Mexiko, zu einem Thema, das mich wirklich interessierte. Ich arbeitete mich in mein Thema ein: nicht- oder vorspanische religiöse Formen im Totonaken-Gebiet. Es gab damals ein deutsch-mexikanisches Gemeinschaftsprojekt und ich kam in den äußersten Norden von Puebla, in einen kleinen Ort namens Zihuateutla. Zu dem gesamten religiösen Bereich bekam ich aber überhaupt keinen Zugang, also begleitete ich die Leute zunächst auf die Felder und dachte, dass ich vielleicht auf diesem Weg anhand eines Beispiels etwas zu den religiösen Vorstellungen erarbeiten kann. Doch die Situation veränderte sich nicht und so sah ich mich gezwungen, mein Thema - es war ja nicht zwanghaft vorgegeben - anders zu gestalten: Für die restliche Zeit meines Aufenthaltes sah ich mir sehr genau die Brandrodungswirtschaft an, ebenso einige Feste, vor allem das Karnevalsfest. Es lief also ganz anders, als ich mir das vorgestellt hatte, das war nicht besonders zufrieden stellend.

### **Wie würden Sie diesen Wechsel des Forschungsthemas rückblickend beschreiben?**

Anfangs wurde ich über ein paar Kontakte von Isabel Kelly, der großen Totonaken-Forscherin, auf einige mögliche Forschungsorte hingewiesen. Ich bereite mich vor, las sowohl die Arbeiten von Robert Redfield<sup>10</sup>, Oscar Lewis<sup>11</sup> und anderen. All das lag ja in der Zeit kurz vor 1968, daher wurde das Bewusstsein für die sozialen Dinge, welches ich schon aufgrund meiner Lebensgeschichte entwickelt hatte, noch stärker geschärft – also die Frage, was die eigenen Eltern früher gemacht haben, die Frage nach der Wiederbewaffnung, nach Atomkraft und ähnliche Dinge. Schon in

---

<sup>10</sup> Redfield, Robert & Alfonso Villa Rojas, Chan Kom – a Maya village, Washington, 1934; Redfield, Robert, A Village That Chose Progress, Chicago, 1950; Redfield, Robert, Tepoztlán – a Mexican Village, Chicago, 1930.

<sup>11</sup> Lewis, Oscar, Life in a Mexican Village: Tepoztlán Restudied, Urbana, 1951.

München hatte die Beschäftigung mit politischen Fragen zugenommen. Das führte jedoch nicht dazu, dass ich mir vor der Forschungsreise wichtige politische Informationen einholte. Schließlich machte ich meine Habilitationsschrift auch nicht zu dieser Feldforschung, sondern zu den transpazifischen Kulturbeziehungen, die mich immer sehr fasziniert haben. Ich hatte den Eindruck, das in Mexiko gesammelte Material reiche nicht aus. Zudem schien Herrn Barthel meine erste Arbeit - über die Panpfeifen im pazifischen Raum (Die Panpfeife im circumpazifischen Raum. Abhandlungen und Berichte des Staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden 25:127-151) - ganz gut gefallen zu haben, aus einem wachsenden Interesse heraus war er daran interessiert, dass ich wieder eine Literaturarbeit vorlegte. Gleichzeitig tat es mir leid, dass ich aus der Feldforschung so wenig gemacht hatte, das kam mir wie ein Manko vor. Dieses Gefühl verstärkte sich auch durch die Tatsache, dass ein französischer Forscher nicht weit entfernt von meinem Forschungsgebiet sehr viele Mythen sammeln konnte, die wirklich sehr schön waren. Doch letztendlich konzentrierte ich mich auf die Habilitation, die ich 1970 abschloss. Parallel dazu bot ich ziemlich viele Lehrveranstaltungen an, vor allem Übungen. Es lief recht gut am Institut in Tübingen, es gab interessante Themenbereiche - zum Beispiel zu Indonesien und Lateinamerika - und viele engagierte Studenten.

Herr Barthel unterrichtete vor allem Geschichte der Völkerkunde und Archäologie Mesoamerikas. In seinen und auch in meinen Veranstaltungen waren öfters Studenten, die vom Antioch College in Ohio kamen. Seit 1928 hat Antioch eine ganz tolle Agenda: ein »Study-and-Work-Program«, ein obligatorisches Auslandsjahr, ein »Black Program« und ein »Women's Program«. Tübingen war die zentrale Anlaufstelle für jene Leute, die von dort nach Deutschland gingen. 1970 kam der Soziologe C. Robert Friedman zu Besuch, wir lernten uns näher kennen und verbrachten gemeinsam mit den Studierenden einige Zeit. Am Ende seines Besuchs erzählte er mir, dass am Antioch College im Department of Anthropology gerade eine Stelle frei sei und ob ich vielleicht Interesse hätte, zu kommen. Also reiste ich zwei Monate später dorthin.

Einerseits habe ich die Zeit dort sehr genossen, es gab sehr viele verschiedene Möglichkeiten für das Unterrichten. Ich traf dort eine Reihe von Leuten, die zum Teil sehr gut waren - zum Teil auch sehr naiv - und insgesamt war die Ausbildung ausgezeichnet - auch Clifford Geertz hat ja dort angefangen. Gleichzeitig war es aber auch anstrengend; die politischen Unruhen, das brutale Vorgehen der Polizei gegen Studenten und die Auseinandersetzung mit dem Vietnamkrieg durchdrangen alle Lebensbereiche. Als Nicht-Amerikaner war es zudem unmöglich, ein Stipendium zu erhalten. Ich machte eine schöne Erfahrung: eine Einführung in die Grabungstechnik, kombiniert mit der Ausgrabung von einem Grabhügel auf dem College-Gelände mit den Studierenden. Dann fragte mich der Dekan aus Tübingen, ob ich zurückkommen wolle. Auch Herr Kussmaul hatte mich gefragt, ob ich Interesse hätte, die Indonesien-Abteilung oder Südostasien-Abteilung am Linden-Museum in Stuttgart zu übernehmen. Ich antwortete ihm und erkundigte mich, ob es gelegentlich möglich wäre, auch kleinere Feldforschungen zu machen. Er schrieb mir erobert zurück, dass man auf ein Angebot nicht mit Gegenfragen antworten solle und damit war der Kontakt zu Ende. Ich blieb also am Antioch College in den USA, in einem Dorf mit dreitausend Leuten, vermisste jedoch Europa auf eine unsentimentale Weise. Und so kam ich nach einem Jahr zurück nach Deutschland, wo ich 1971 eine C2-Stelle in Tübingen erhielt.

Nach meiner Rückkehr bereitete ich mich auf eine längere Feldforschung in Indonesien vor, bei der ich 1973 das erste Mal für längere Zeit auf Nias blieb. Als ich dort ankam - ich sprach einigermaßen Indonesisch - zeichnete ich in den ersten Wochen vor allem Geschichten auf. Die lokale Sprache lernte ich vor Ort und kommunizierte viel mit dem Dorfherrn, in dessen Haus ich lebte. Nach meinen Erfahrungen in Mexiko war das sehr erfreulich, denn nun erzählte man mir endlich etwas. Wir gingen gemeinsam die aufgenommenen Texte durch und fertigten Übersetzungen ins Indonesische an. Er erklärte mir alles und ich war sehr dankbar über unsere Kommunikation. 1974 kam ich wieder nach Deutschland und unterrichtete sehr viel. Auch Indonesisch bot ich nebenbei an. Außerdem bereitete ich gemeinsam mit den Studierenden mit Objekten aus dem Stuttgarter Museum - ich selbst habe nie gesammelt - eine kleine Ausstellung über Nias vor. Sie fand im Haspelturm, wo auch der mich beeindruckende Volkskundler Hermann Bausinger arbeitete, statt. Mein Kollege vom Basler Museum, Gerhard Baer, den ich einmal zu einem Schamanismus-Vortrag nach Tübingen eingeladen hatte, schickte mir eines Tages einen Zeitungsausschnitt, in dem eine Stelle in Bern ausgeschrieben wurde. Dort bewarb ich mich und wurde 1976 berufen.

### **Wer war Ihr Vorgänger in Bern?**

Mein Vorgänger war Walter Dostal. Er war bereits ein Jahr vor meiner Ankunft wieder nach Wien gegangen. Er hatte auch noch die Leitung der ethnographischen Abteilung des Historischen Museums in Bern inne, eine Kombination, die glücklicherweise aufgelöst wurde. Das Institut bestand aus einer Professorenstelle, einer Assistentenstelle, die Dr. Rupert Moser besetzte, und einer halben Stelle im Sekretariat. Ich bemühte mich sehr, zahlreiche und vielfältige Seminare und Vorlesungen anzubieten: Meist machte ich elf Stunden Veranstaltungen pro Woche, dazu noch Sprach-Unterricht und die Betreuung der Studenten. Das war nicht immer einfach. In der Lehre in Bern versuchte ich dann vor allem, auch gute internationale Leute einzubeziehen. Eric Wolf besuchte uns beispielsweise und stellte den Studierenden seine Arbeitsweise vor. Oder eben Maurice Bloch, der über seine Arbeit zu Madagaskar sprach, als es bei

Interview vom 13.04.2010, durchgeführt in der Züricher Privatwohnung von Wolfgang Marschall (Freigabe durch W. Marschall am 31.05.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: [www.germananthropology.de](http://www.germananthropology.de)

uns am Institut viele Magisterarbeiten zu dieser Region gab. Ich halte es für sinnvoll, Leute einzuladen, die nicht nur intellektuell anspruchsvoll sind, sondern auch selbst ein Interesse daran haben, ihre Positionen darzulegen und sich auseinanderzusetzen. Das waren in meinem Fall vor allem Engländer, Amerikaner und Holländer. Wenn ich sagen müsste, was mir in Bern wirklich gelungen ist, dann glaube ich, dass ich dort sowohl innerhalb der Fakultät als auch im Austausch mit anderen Schweizer Universitäten ein anregendes und anspruchsvolles Klima der Diskussion mit herstellen konnte.

**Hat sich dort Ihr Blickwinkel auf das Fach verändert? Konnten Sie von außen anders auf die deutsche Ethnologie schauen?**

Zum einen habe ich in Bern - zumindest in den ersten Jahren - kaum Intrigen und Missgunst erlebt, das war in Deutschland anders. Außerdem gab es wirklich ausreichend finanzielle Mittel, um eine exzellente Bibliothek aufzubauen – Herr Moser hatte schon vor meiner Ankunft Literatur über Indonesien besorgt und auch Herr Dostal hatte diverse Fachzeitschriften angeschafft sowie einen guten Bestand der Klassiker des 19. Jahrhunderts vorbereitet. Innerhalb von sechs Jahren waren wir sehr gut bestückt. Ich hatte auch während meiner Zeit in Bern mehrmals die Möglichkeit, an eine andere Uni zu wechseln, etwa nach Heidelberg oder nach Berlin. Doch es war sehr gut in Bern, auch was die offene und transparente Kommunikation mit der Verwaltung betrifft. Vielleicht konnte ich nicht anders auf die deutsche Ethnologie schauen, aber sicherlich anders auf die akademische Situation in Deutschland, etwa im Zusammenhang mit der „Wende“ von 1989.

**Gab es eventuell auch politische Interessen, die dem Aufbau des Berner Instituts zuträglich waren?**

Nun, es war auf jeden Fall die Zeit, in der es der Schweiz wirtschaftlich sehr gut ging. Es gab auch - was ich vorher nicht wusste - ein starkes Interesse an Spezialisten für den Nahen Osten und den Islam. Daher hatte man auch Leute wie Herrn Dostal geholt, zudem gab es diverse gute Sammlungen. Das wurde also gestärkt und gefördert, unter anderem durch den Linguisten Georges Redard, der das große Programm eines linguistisch-ethnographischen Atlas von Afghanistan besaß, oder den Kollegen Pierre Centlivres aus Neuchâtel, der mit ihm zusammenarbeitete. Ansonsten gab es in der Schweiz eine eher zufällige und lose abgesprochene Unterteilung: In Fribourg lag der Schwerpunkt auf Afrika, in Basel auf Ozeanien, Bern befasste sich mit Südostasien und Madagaskar. Außerdem gab es bei uns am Institut Verflechtungen mit dem Museum, wir haben stets eng kollaboriert. Viele der Studierenden, die schon bei Herrn Dostal begonnen hatten, schrieben sehr gute Abschlussarbeiten und gingen später meist in den diplomatischen Bereich.

Während meiner ersten beiden Jahre in Bern stieg die Zahl der Studierenden auf über zweihundert. Es war daher einfach nicht mehr möglich, das Angebot nur durch Herrn Moser und mich abzudecken. Es wurden mehrere längerfristige Lehraufträge vergeben, Stück für Stück bekamen wir weitere Stellen und in den achtziger Jahren entstand die zweite Professur, die an Herrn Hans-Rudolf Wicker ging.

Als weiterer Unterschied zu Deutschland fiel mir auf, dass es überhaupt kein Problem war, Seminare auch gemeinsam mit Lehrenden aus anderen Fächern zu veranstalten. Beispielsweise arbeitete ich viel mit Kollegen aus der Germanistik oder der Geschichte zusammen, auch mit Soziologen und Religionswissenschaftlern. Es war sehr gut möglich, dass Studierende an den verschiedenen Lehrveranstaltungen oder gar Exkursionen und Projekten teilnahmen und ihnen dafür die volle Studienleistung angerechnet wurde.

**Sie haben sich ja im Laufe der Jahre einen recht breiten Überblick erarbeitet, sowohl theoretisch als auch regional – was macht Ihrer Meinung nach den Kern der Ethnologie aus?**

Ich glaube, dass die intensive Arbeit vor Ort nach wie vor von großer Bedeutung ist – Leute wie Malinowski, Radcliffe-Brown und auch Leach haben das ja schon früh betont, wenn auch unterschiedlich durchgeführt. Wie hängt die Durchführung eines Rituals mit der gewählten oder nicht-gewählten Position eines Chefs zusammen, wer hat dafür zu arbeiten? Wer sind die Leute, die Bildwerke herstellen? Werden überhaupt Bilder gebraucht? Wer sind die Auftraggeber? Das sind entscheidende Fragen, und ich glaube, man kann diese internen Verzahnungen und verschiedene Positionen nur im Feld mitbekommen. Jeder Forschungsort ist Feld. Vor ein paar Jahren hörte ich von Andre Gingrich das schöne Wort »Amongitis«: Man ist »among« dieser oder jener Gruppe, aber man redet auch nur von ihr: »Bei den Sowieso ist es aber so...« Die Bezeichnung ist also negativ gemeint, denn die eigentliche Arbeit geht ja weit über die Beschreibung hinaus und sollte beschreibende Analyse werden. Dazu aber braucht es ein Vorwissen, Hypothesen und theoretische Positionen. Doch ohne die Beschreibung geht es nicht.

**Sie bevorzugen also eher die explorative Herangehensweise und lassen sich auch vom Feld leiten?**

Interview vom 13.04.2010, durchgeführt in der Züricher Privatwohnung von Wolfgang Marschall (Freigabe durch W. Marschall am 31.05.2011)

Transkription: Claire Spilker, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: [www.germananthropology.de](http://www.germananthropology.de)

Zumindest ist es ein starker Antrieb. Es ist ja auch eine gegenseitige Angelegenheit, man gibt ja auch etwas zurück. An all meinen Forschungsorten habe ich wunderbare Erfahrungen gemacht und bin immer wieder dorthin gefahren, auch als ich keine Fragen mehr stellte. Aber die ethnologische Arbeit ist im Idealfall ein Oszillieren zwischen theoretischem Vorwissen und dessen In-Frage-Stellung durch die Erfahrung, zwischen der entworfenen politischen Struktur einer Gesellschaft und dem alltäglichen und nicht-alltäglichen politischen Leben in der Gesellschaft, zwischen dem Konzept eines zentralen Marktortes und der erfahrbaren Vernetzung von Zentren und Produktionsgebieten. Im Idealfall wird aus dem Oszillieren ein dialektischer Prozess, dessen Ergebnisse absichtlich der Kritik ausgesetzt werden, also nie abgeschlossen sind. Man kann selbstverständlich Ideengeschichte und Theoriengeschichte betreiben, ohne Feldforschung gemacht zu haben, es lassen sich sinnvolle vergleichende Untersuchungen anstellen, ohne Arbeitsraum und Bibliotheken je verlassen zu haben. Aber die Ethnologie sollte sich ihr Gut, die langfristige Arbeit an Ort und Stelle, bewahren und nicht klein reden oder zerstören lassen, denn die Resultate dieser Arbeit sind immer noch die wichtigste Kritik verführerischer Thesen und Theorien.

**Gibt es nach Ihrer Ansicht etwas, das die deutschsprachige Ethnologie explizit ausmacht? Oder haben sich eventuelle Unterschiede im Verlauf der letzten Jahrzehnte aufgrund der zunehmenden Internationalisierung des Faches eher aufgehoben?**

Ganz allgemein betrachtet sind die Unterschiede vielleicht nicht verschwunden, doch in Deutschland haben sie sich in besonderem Maße aufgelöst. Das hat nichts mit der Qualität der einzelnen Arbeiten zu tun, ich glaube eher, dass hier nach dem Zweiten Weltkrieg keine wirklichen intellektuellen Zentren entstanden sind. Natürlich gab es an verschiedenen Orten kluge Köpfe, allerdings herrscht auch ein ziemlich klares Klima der Nicht-Kooperation. Es ist kein Zufall, dass die mich betreffenden Kooperationen - also vor allem zu Südostasien - und Kontakte vor allem mit holländisch oder englisch sprechenden Personen bestehen. Auch über Jahrzehnte hinweg entwickelte sich nur mit einigen Deutschen ein Austausch. Kein Zentrum intellektueller Kraft zu sein, gleichzeitig aber Macht zu beanspruchen, das finde ich äußerst schlimm. Für mich ist es, auch in Bezug auf die Studierenden, immer das Wichtigste gewesen, zu einem selbständigen Lernen anzuleiten. Die guten Leute werden ihren Weg finden und durchkommen. Es stört mich an der gegenwärtigen Situation, dass eine Gruppe sich über die Vergabe von Stellen freut und stolz darauf ist, während sich eine andere Gruppe darüber ärgert. An den Orten, wo ich einen Einblick bekam - in den USA oder der Schweiz -, war das nicht in diesem Maße so.

**War es daher ein Teil Ihrer Motivation, durch die Publikation eines Klassikerbandes der Ethnologie<sup>12</sup> auch einen deutschsprachigen Kanon anzuregen?**

Es wäre sicher schön gewesen, hätte dieser Gedanke eine Rolle gespielt. Ich war ja ziemlich schnell recht unzufrieden mit dem Band, unter anderem weil er in eine Zeit fiel, die sehr turbulent und voller Verpflichtungen war. So konnte ich nicht genügend Zeit in die Arbeit daran investieren und zusätzlich sagten mir einige der Autoren sehr kurzfristig ab. Ursprünglich war das Projekt ja viel größer geplant, auch mit Einbeziehung vieler Personen, die dann gar nicht aufgenommen wurden. Ich hätte das Projekt auch von mir aus wohl nicht gemacht, obwohl ich regelmäßig und leidenschaftlich Veranstaltungen über die Geschichte der Ethnologie und ihrer Theorien anbot. Letztendlich hätte ich es auch gerne viel besser umgesetzt, als Darstellung der wichtigsten Positionen anhand der Forscherpersönlichkeit – diesen Ansatz teilten jedoch nicht alle von mir geschätzten Kollegen.

**Gibt es Ihres Erachtens noch klassische kulturhistorische Fragestellungen?**

Vielleicht wird das heutzutage nicht mehr so stark unter diesem Begriff gefasst. Ich glaube jedoch, jede gute Arbeit muss das berücksichtigen – da bin ich auf der Seite von Marx, wenn er sagt, dass es eine Naturgeschichte gibt und in dieser Naturgeschichte die Menschheitsgeschichte beinhaltet ist. Selbst die härteste - angeblich ahistorische - Strukturarbeit, muss sich das ansehen, wenn sie wirklich erfolgreich sein will. Das ist jetzt nicht als Diktum gemeint, sondern als eine Notwendigkeit. Kulturgeschichte sollte also nicht als die Geschichte von ein paar Objekten betrieben werden, sondern inklusive der Sozialgeschichte und der politischen Geschichte. Es ist sicherlich sehr anspruchsvoll, das durchzuhalten, letztendlich jedoch unbedingt nötig. Wenn also „klassische kulturhistorische Fragen“ nicht „Kulturkreislehre“ bedeutet, dann gibt es mehr als genug, vorausgesetzt, die politisch-ökonomische Grundarbeit ist immer mitgedacht.

---

<sup>12</sup> Wolfgang Marschall (Hrsg.), Klassiker der Kulturanthropologie. Von Montaigne bis Margaret Mead, C.H. Beck, München, 1996.

### **Fällt Ihnen diesbezüglich jemand ein, dem das gut gelungen ist?**

Jonathan Parry, einem Indien-Anthropologen bei der London School of Economics, der einen Bogen vom Tempelbau zur politischen Macht von Mönchen bis zum Einfluss von maoistischen Gruppierungen und Forscherteams schlägt. Das ist eine wirklich gute Arbeit<sup>13</sup>. Oder in Deutschland zum Beispiel Brigitta Hauser-Schäublin.

### **Womit beschäftigen Sie sich momentan? Was sind ihre Projekte für die Zukunft?**

Ich habe sehr viel Zeit und Energie darauf verwendet, eine Woche nach dem Tsunami in die indonesische Provinz Aceh zu gehen, um dort zu helfen. Bis Ende 2008 war ich sechs oder sieben Mal vor Ort. Die praktische Arbeit verlief relativ problemlos, glücklicherweise funktionieren bei mir Kopf und Muskeln noch recht gut. Ich kam auch zu verschiedenen Einsichten, etwa was das Aufkommen politischer Auseinandersetzungen angeht, sobald die schlimmste materielle Situation überwunden ist. Ich kenne dieses Szenario natürlich schon von der Zeit nach dem Kriegsende 1945. In Indonesien kamen die Konflikte zwischen den alten GAM-Leuten der Unabhängigkeitsbewegung und den eher militärregierungsnahen Leuten wieder zum Vorschein. Bei meinen letzten beiden Besuchen versuchte ich daher, über längere Zeit mit verschiedenen Gruppen zu sprechen, eine Kommunikation aufzubauen und ein gemeinsames Arbeiten anzuregen. Das hat auch einigermaßen funktioniert. Ich schreibe einen kleinen Bericht darüber und hoffe, dass ich den Leuten gerecht werden kann. Er ist vielleicht ein wenig kurz geraten und benennt unter anderem die schrecklichen Dinge des Krieges. Ich hatte mir - vielleicht dummerweise - gewünscht, dass ein besseres Zusammenleben ermöglicht wird, doch vielleicht sollte ich gar nicht darüber schreiben.

Außerdem sitze ich noch an einigen kleineren Arbeiten: Hier mal einen Aufsatz, dort mal eine Rezension, meistens in den Bahnen dessen, was ich bisher gemacht habe. Zudem spiele ich nach wie vor viel Musik und werde wohl demnächst ein nur als Manuskript bekanntes Flötenkonzert herausgeben. Ferner arbeite ich mit Markus Wäfler, einem Kollegen aus der Archäologie, an einem Handbuch der Felsbilder Indonesiens – in diesem Zusammenhang kommen wir auch wieder auf Frobenius und Jensen zurück.

---

<sup>13</sup> Jonathan Parry, *Caste and Kinship in Kangra*, London, 1979; Routledge. *Death in Benares*. Cambridge: University Press; *Nehru's dream and the village waiting room: Long distance labour migrants to a central Indian steel town*. *Contributions to Indian Sociology* 37.